

„Gottes Gegenwart in der Begegnung mit Menschen mit Demenz“ nach Martin Buber

Ein Dialog zwischen Prof. Dr. Martin Leiner, Universität Jena, und Gabriele Lang

Netzwerkkonferenz *Menschen mit Demenz begegnen*
Elisabeth-Forum, Berlin, 16. Oktober 2015

Herr Leiner, was hat Sie zu der Lektüre des Religionsphilosophen Martin Buber (1878-1965) inspiriert?

Als Student hatte ich einen Mitbewohner, der nicht nur Theologie studierte, sondern auch Künstler war. Er malte Bilder. Und er fand einen Philosophen wichtig: Martin Buber. Dessen Buch „Ich und Du“ von 1923 hatte seine Auffassung von Kunst geprägt. Mein Mitbewohner erklärte mir: Große Kunst kommt aus der Begegnung. Das sei seit Jahrhunderten so. Wenn man einen Menschen oder auch einen Gegenstand porträtiert, komme es nicht darauf an, ihn analytisch zu betrachten oder ihn besonders schön wiederzugeben. Wichtiger sei die Begegnung mit diesem Menschen. So könne der Künstler bei seinem Gegenüber Fremdheit wahrnehmen, aber auch Dinge, die ihn ansprechen. Beides fließt in die Bilder ein. Diese Erklärung hat mich interessiert. Deshalb habe ich „Ich und Du“ von Martin Buber gelesen.

Wie hat das Buch bei der ersten Lektüre auf Sie gewirkt?

Das Buch hat mich gleich angesprochen. Ein Thema darin ist die Sehnsucht nach einem Du, nach der Überwindung von Einsamkeit. Diese Sehnsucht wird von Buber sehr schön ausgedrückt.

Als ich im Studium mehr über Philosophie gelernt hatte, bemerkte ich aber, dass es in „Ich und Du“ um noch viel mehr geht: Es ist ein philosophischer Entwurf, der unsere gesamte Welt beschreibt. Das geschieht in einer dichterischen Sprache; und diese Sprache muss erst einmal übersetzt werden. Martin Buber war als junger Mensch eine Zeit lang dem Selbstmord nahe. Durch die Beschäftigung mit den Schriften von Immanuel Kant, insbesondere mit dessen „Kritik der reinen Vernunft“ hat er sich aus dieser Verzweiflung befreien können. In „Ich und Du“ findet, auf der Suche nach einer alternativen Weltsicht, ein implizites Zwiegespräch zwischen Buber und Kant statt.

Wie kamen Sie dazu, sich aus der Sicht eines evangelischen Theologen mit Martin Buber zu befassen?

Als ich auf der Suche nach einem Habilitationsthema war, sagte ich zu mir: Du hast doch mal „Ich und Du“ gelesen und verstehst dieses Buch vielleicht etwas tiefer, als du andere Werke verstehst. Ich wusste inzwischen außerdem, dass es evangelische Theologen gibt, die sich intensiv mit Buber beschäftigt haben, insbesondere Friedrich

Gogarten, Emil Brunner, Karl Heim, Karl Barth und Paul Tillich. Auch auf katholische Theologen wie Hans Urs von Balthasar hat Buber stark gewirkt. Ich habe dann mein Buch „Gottes Gegenwart. Martin Bubers Philosophie des Dialoges und der Ansatz ihrer theologischen Rezeption bei Friedrich Gogarten und Emil Brunner“ geschrieben.

Wie integrieren Sie Bubers Lehre in die evangelische Theologie?

Ich habe gemerkt, dass die Theologen Buber gebraucht haben, um bestimmte theologische Probleme zu lösen. Emil Brunner sagt, es gebe einerseits eine Theologie, die viel zu objektivistisch sei. Sie beschreibe Gott wie ein Ding unter anderen Dingen unserer Welt. Diese Sicht könnten wir heute gar nicht mehr richtig glauben. Andererseits gebe es eine Theologie, die sehr subjektiv sei. In ihr fallen Begriffe wie Freiheit, Existenzverständnis und das eigene Konstruieren von Sinn. Diese Sicht wiederum sei zu subjektiv und werde beliebig. Martin Buber gibt uns einen gewissen Ausweg zwischen Objektivität und Subjektivität. Die Wahrheit des Glaubens ergibt sich für ihn aus der Begegnung. Man begegnet Gott als einem Du und versucht, diese Begegnung in Worte zu fassen. Die Sprache dafür bleibt zwar unperfekt, aber sie ist nie eine Sprache des Es, die Gott verdinglicht.

Hat Bubers Lehre für Sie eher etwas Überkonfessionelles? Was von Bubers Lehre gehört zum jüdischen Glauben?

Buber schreibt in dem Text „Aus einer philosophischen Rechenschaft“, relativ am Ende seines Lebens, er stelle keine theologische Lehre über Gott auf, sondern er sei Philosoph. Als Philosoph beziehe er sich allerdings auf eine Glaubenserfahrung. Diese sei urjüdisch. Er machte sie in den Jahren des Ersten Weltkriegs im Zuge seiner Beschäftigung mit jüdischer Frömmigkeit im Chassidismus.

In der Schrift „Ich und Du“ will Buber seiner Glaubenserfahrung einen Ausdruck geben, der allgemeingültig ist. Er soll auch für christliche, islamische oder zum Beispiel buddhistische Erfahrungen gültig sein. Man kann sich diesen Gedanken so vorstellen wie den Zoom-Mechanismus bei einem Fotoapparat. Wenn man weit zurück zoomt, kommt das gesamte Panorama der Glaubensrichtungen ins Bild. Wenn man speziell die eigene Religion betrachtet, zoomt man in das Bild hinein. Mir erscheint dieser Ansatz schlüssig, weil er nicht zu viel, doch genug vorgibt und auf andere Erfahrungen wie Kunst, Kultur oder Wissenschaft übertragbar ist.

In anderen Texten ist Buber deutlich jüdischer in seiner Argumentation. In seiner Schrift „Zwei Glaubensweisen“ setzt er sich ausdrücklich kritisch mit dem Christentum auseinander und vertritt die These, dass das Christentum viel stärker auf ein Dass gegründet sei – auf Fakten, die geglaubt werden –, während das Judentum sich viel stärker auf ein Du, auf die vertrauensvolle Beziehung zu einem Gegenüber beziehe. Theologen haben jedoch eingewandt, dass auch im Christentum die Gottesbeziehung das Wesentliche sei. Viele evangelische Christen haben Martin Buber fast wie einen Christen betrachtet.

Wie transportieren wir das „Vor Gott treten“ aus „Ich und Du“ in die heutige Zeit?

Martin Buber ist der Auffassung, dass man diese Gottesbeziehung gar nicht erst in die heutige Zeit übertragen muss. Sie ist einfach da. Er sagt, Gott ist für ihn der Ewige, „das wahre Du meines Lebens“. Gott ist immer da für jeden Menschen als dauerhafte Gegenwart. Deswegen kann man gar nicht außerhalb der Gegenwart Gottes leben. Buber zufolge lebt auch ein Atheist im Bezug auf ein ewiges Du. Wenn er zum Beispiel über sein eigenes Leben nachdenkt, dann kommt es zur Begegnung mit etwas Allumfassenden. Das kann sich im Staunen ausdrücken. Jemand, der sich keiner Religion zuordnet, wird in einem solchen Moment vielleicht nicht „Danke, Gott“ oder „Allahu akbar“ sagen, sondern „Wow“. Auch damit spricht er Gott an. Oft fokussieren die Menschen ihre Aufmerksamkeit allerdings auf ein endliches Du. Menschen oder Dinge werden zu einem Es gemacht, wenn man in ihnen vor allem etwas Quantifizierbares, Handhabbares, Beherrschbares sieht. Diese Weltsicht kann überhand nehmen. Gott ist immer da, nur wir sind nicht immer da, sagt Martin Buber manchmal.

Nach Martin Buber reden wir in jedem Du das Ewige an: „Die verlängerten Linien der Beziehungen schneiden sich im ewigen Du.“ Wie meint er das?

Das einzelne Du ist nicht nur der Mensch. Es kann auch ein Baum oder der Mond sein, alles das, was zur unmittelbaren Wirklichkeit gehört. Die Begegnung mit diesem Du ist nicht an Sprache oder an Wörter gebunden. Wir reden zum Beispiel von der „Sprache der Blumen“. Für die Ich-Du-Begegnung ist es nicht wichtig, dass jemand Worte formulieren kann. Hier haben wir einen ersten Bezug auf das Thema Demenz. Im Menschen gibt es a priori den Drang nach Beziehung. Das ist schon beim Säugling so, wenn er einen Gegenstand betrachtet oder den Kontakt mit der Mutter oder einem anderen Menschen sucht. Diese Begegnungen gewähren einem etwas von dem Wunsch nach einer allumfassenden Begegnung, aber sie erfüllen diesen Wunsch nicht vollständig. Das heißt, wir möchten von einem anderen Menschen stets mehr an Begegnung haben. Dieses Bedürfnis kann der andere nicht erfüllen, weil jedes menschliche Du immer wieder zu einem Es wird. Kein Mensch kann immer in der Gegenwart leben und tiefe Begegnungen haben. Er muss Abstand gewinnen und seine Umwelt auch aus analytischer Distanz betrachten. Das sind legitime Vorgänge, die uns aber herausführen aus der Begegnung. Das Es ist ein Gegenstand, und das Du ist die Gegenwart, schreibt Martin Buber.

Sehen Sie eine Grenze der Gottesbegegnung, wenn Menschen nicht mehr in der Lage sind, sich kommunikativ zu äußern, wie das bei Menschen mit Demenz oft der Fall ist?

Ich sehe keine Grenze, insofern als Gott ja dem Menschen immer begegnet. Er ist immer da. Von Gottes Seite her gibt es also keine Grenze. Von der menschlichen Seite her ist es so, dass man je nach Entwicklung der Demenz manche Dinge noch gut kann und andere nicht so gut. Die Begegnungsfähigkeit ist prinzipiell vorhanden und

dürfte nach Buber eigentlich auch nicht verschwinden. Was jedoch nicht immer möglich ist: der Begegnung einen Ausdruck zu verleihen oder ihr einen Ausdruck zu verleihen, den die anderen verstehen.

Woran merkt man nach Martin Buber ein „Vor Gott treten“ bei einem Menschen mit Demenz? Kann man es überhaupt merken?

Womöglich ist ein besonderes Gefühl, eine Haltung von Ehrfurcht spürbar. Oder derjenige singt in der Kirche mit oder spricht ein Gebet. Arno Geiger erzählt in seinem Buch über seinen an Demenz erkrankten Vater eine Anekdote: Der Vater sagt: Ich möchte nach Hause gehen. Der Sohn antwortet: Aber Du bist doch schon zu Hause. Wie kannst Du dann nach Hause gehen wollen? Das verstehe ich nicht. Vielleicht hat der Vater gemeint: Er möchte zu Gott nach Hause gehen.

Woran erkennen wir, dass die Begegnung mit Gott gelingt? Hat es etwas mit Kairos zu tun – dem Begriff des geglückten Moments?

Bei Buber ist es ja so, dass Gottes Gegenwart immer da ist, aber wir nicht immer da sind. Es gibt Momente, in denen wir offener sind, und andere, wo sich Gottes Gegenwart nicht so leicht erfahren lässt. Dies ist kein absoluter Gegensatz. Mitten im aktivsten Arbeiten, Verdinglichen und Berechnen kann einem auf einmal Gott aufgehen. Aber dies geschieht natürlich leichter, wenn wir tiefe Begegnungen mit anderen Menschen oder mit der Natur haben. Das sind eher günstige Zeiten im Sinne von Kairos.

Von der Kommunikation zur Kommunion – unser Miteinander sprechen bekommt eine andere Qualität, es wird zu einem gemeinschaftlichen Miteinander. Wann wird Begegnung zu einer spirituellen Begegnung oder einem spirituellen Moment nach Buber?

Kommunikation kann für Buber immer auch eine Mitteilung für das ewige Du sein, das mit kommuniziert wird. Das muss nicht ausdrücklich darin geschehen, dass der andere sagt: Jesus Christus ist für dich gestorben. Es kann in einer besonderen Liebe, Freude oder Begeisterung zum Ausdruck kommen, in einer Anerkennung des anderen als Gottes Geschöpf, als Gottes Ebenbild. Das ewige Du kann sich auch zeigen in der Trauer, Gott nicht zu kennen. Auch in ihr wird Gott mit kommuniziert.

Gibt uns Buber etwas an die Hand, das uns helfen könnte, öfter in Ich-Du-Beziehungen zu leben?

Martin Buber hat verschiedene Experimente in diese Richtung unternommen. Er hat zum Beispiel auf besondere Weise meditiert: Man betrachtet einen Gegenstand und versucht, ihn so lange anzuschauen und den Kontext zu vergessen, bis er ganz fremd erscheint. In dieser Fremdheit gewinnt der Gegenstand ein besonderes inneres Leuchten und Schweben, eine Geheimnishaftigkeit. Laut Buber führt diese Technik allerdings weder zu Gott, noch zu mehr Ich-Du, sondern nur zu einer größeren inneren Sammlung. Das sei eine gute Sache, aber nicht unbedingt nötig.

Deswegen ist dieser Aspekt im dritten Teil von „Ich und Du“ relativ stark beiseite geschoben. Dort heißt es, es gibt eigentlich nur zwei wichtige Grundhaltungen für die Ich-Du-Beziehung: Die völlige Akzeptanz der Gegenwart mit allen schönen und schmerzlichen Seiten und die Einstellung auf das Gegenüber als ganze Persönlichkeit. Im Leben geschehen Ich-Du-Beziehungen allerdings selten vollständig. Buber sagt, das Leben sei ein wirres Durcheinander von Ich-Du und Ich-Es. „Die Welt ist dem Menschen zwiefältig nach seiner zwiefältigen Haltung“, schreibt er im ersten Satz von „Ich und Du“.

Welcher Aspekt, der bisher nicht genannt wurde, gehört zum Thema noch dazu und sollte berücksichtigt werden?

Das Denken von Martin Buber kann im Bezug auf das Thema Seelsorge und Demenz mehrere Dinge leisten: Sein Gedanke der Begegnung, die immer auch eine Begegnung mit Gott ist, kann den Menschen, die mit Erkrankten umgehen, helfen, deren Gottesbezug zu finden. Der Bezug zum ewigen Du kann ermutigen, etwas mitzuteilen, auch wenn nicht alles davon vom Gegenüber verstanden oder erinnert wird. Zudem kann Martin Bubers Verständnis der Ich-Es-Beziehung helfen, zu verstehen, was sich in einem Menschen mit Demenz abspielt. Etwa in Situationen, die wie Starrheit oder Sturheit wirken. Denn auch die Ich-Es-Beziehung hat einen positiven Wert, weil sie Orientierung in der Welt vermittelt. Der Demenzkranke hat vielleicht gar nicht so sehr Schwierigkeit mit Ich-Du-Beziehungen, sondern vor allem mit Ich-Es-Beziehungen.

Die Fragen wurden im Rahmen eines Botschaftertreffens der Goldenen Stunde am 10. Juli 2015 erarbeitet und von Gabriele Lang und Ulrich Kratzsch erweitert.

Protokoll: Felix Johannes Enzian